

Andrea Nagele leitete über ein Jahrzehnt ein psychotherapeutisches Ambulatorium und ist mit Krimi-Literatur aufgewachsen. Neben dem Schreiben betreibt sie heute eine psychotherapeutische Praxis. Sie lebt mit ihrem Mann in Klagenfurt am Wörthersee und in Grado.

ANDREA NAGELE

Grado im Regen

EIN ADRIA KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Diesen Krimi widme ich meiner Freundin Ursula
und Franco, il mio amico Gradese.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/Alamy
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-785-5
Ein Adria Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

»Alle auf den Boden. Niederlegen, auf den Bauch. Hände über den Kopf!« Er hielt die Waffe fest in seinen Händen. Seine Gesichtszüge waren unbeweglich, die Stimme glasklar. »Los, Daisy!« Donald Duck warf seinen Entenkopf zurück. »Die Frauen hinter dem Schalter sollen das Geld rausrücken.«

Wäre die Situation nicht so ernst, sie hätte laut losgeprustet. Aufgeregt unterdrückte sie ein hysterisches Kichern und hustete in sich hinein.

»Reiß dich zusammen«, zischte er ihr zu.

Es war still im kleinen Postamt. Jedes noch so leise Geräusch war zu hören. Sogar das Summen der Fliege vorne am Fenster. Die beiden alten Frauen hinter den Schaltern zitterten vor Angst. Der Postbote auf dem Boden hielt seine Hände über dem Kopf verschränkt. Ebenso der Arbeiter in seiner blauen Kluft.

Sie hatten das Postamt gut ausgewählt. Lange Zeit waren sie durch die Gegend gefahren, hatten alles ausspioniert. Als sie ihre kleine Idylle endlich gefunden hatten, waren sie in eine Art Glückstaukel gefallen. Sie hatten gejoht und das Autoradio auf volle Lautstärke gedreht. Das Postamt lag nur wenige Kilometer von der grünen Grenze entfernt. Donalds Worte klangen immer noch in ihren Ohren: »Danach können wir uns in Österreich in den Bergen erholen.«

Bei ihm wusste sie nie, ob er nur Spaß machte oder es ernst meinte. Aber das musste sie auch nicht, denn er hatte alles im Griff. In jeder Situation. Bewundernswert. Solange er nur bei ihr blieb. Ohne ihn konnte sie sich ein Leben nicht vorstellen. Hätte er ihr die rosa Pillen nicht gegeben, sie könnte das hier niemals durchstehen. Ihr Entenmann wusste, was gut für sie war. Auf ihn war Verlass.

Über dem Eingang hing eine Überwachungskamera, doch das war ihnen egal. Die Aufnahmen würden nur Donald und Daisy Duck zeigen, die für Onkel Dagobert die Kröten holten. Falls jemand auf den Alarmknopf drückte, bliebe ihnen immer noch

genug Zeit zu flüchten. Der nächste Polizeiposten war über zehn Kilometer entfernt. Oft genug waren sie den Plan durchgegangen.

Sie waren nur zu zweit, ohne lästigen Anhang. Später einmal würden sie ein Kind haben, vielleicht auch mehrere. Doch vorher musste sie mit dem Methadon aufhören. Sobald sie am Morgen den Saft trank, wurde es wirr in ihrem Kopf, und die Gedanken gingen durcheinander. Für Donald war es leichter. Ihn machte das Koks stärker, schneller und klüger.

»Mach schon«, schrie Donald, und Daisy hastete zum Schalter.

Die ältere der beiden Frauen streckte ihr mit bebender Hand ein Geldbündel entgegen. Auf ihrer Stirn standen Schweißtropfen, das Gesicht war aschfahl.

Daisy spürte Mitleid in sich hochsteigen. Dann kam die Angst.

Donald durfte keine dieser Regungen bemerken.

»Die Kasette mit den Münzen und alle Scheine aus der Lade. Und zwar dalli.«

Nie hätte sie gedacht, dass ihre Stimme so streng klingen konnte. Sie wurde zornig auf die dumme Alte. Kapierte die denn nicht, dass die Zeit viel zu schnell verging?

Jede Sekunde zählte.

Während sie noch das Geld entgegennahm, spürte sie auf einmal eine Hand auf ihrem Daisy-Kopf und sprang zurück. Ein Arm schlang sich wie eine Klammer um ihren Körper, und sie bekam keine Luft mehr.

»Loslassen, sofort!«

Doch er ließ nicht los. Zwei blaue Arme drückten immer fester gegen ihren Brustkorb. Vor ihren Augen tanzten Punkte.

Der Postbeamte auf dem Boden hatte die Hände vom Kopf genommen und sich umgedreht. »Liese, drück den Alarm.«

Donald verpasste ihm einen Tritt ins Gesicht, und seine runde Brille segelte durch die Luft. Es gab ein Gerangel, ein Geschiebe und Gezerre.

Dann krachte es.

Die Arme lösten sich von ihrer Brust. Sie bekam wieder Luft. Etwas Rotes explodierte vor ihren Augen. Der Raum war jetzt voller Stimmen und Farben, und der Arbeiter im blauen Drillich lag wieder auf dem Boden. Dort, wo er hingehörte.

Eine ihrer hellen Haarsträhnen hatte sich gelöst und baumelte wie eine vergessene Girlande neben ihrer Daisy-Maske.

Dann war da Donalds quietschgelber Schnabel und versperrte ihr den Blick auf das rot-blaue Farbenmeer.

»Nichts wie weg! Nimm den Rucksack mit den Münzen, ich habe die Scheine. Los, beeil dich, sonst bleibst du da!«

Doch das wollte Anette um keinen Preis der Welt, daher lief sie so schnell sie konnte hinter Rolf her.

Montag

Franziska beugte sich über die Brüstung. Das tiefgraue Meer unter ihr schäumte gegen die spitzen Steine, die Gischt warf schmutzig weiße Flocken auf den Fels. Das Toben des Sturmes vermischte sich mit dem monotonen Summen in ihren Ohren.

Kurz nach der Trennung von Tomaso hatte sie dieses Rauschen in ihrem Kopf zum ersten Mal wahrgenommen.

»Tinnitus. Eine Tinnitus-Attacke, ausgelöst durch Stress«, hatte Dottor Beltrame gemeint, als sie ihn gestern in seiner Praxis aufgesucht hatte, und sie unter seinen buschigen Augenbrauen prüfend angesehen.

»Aber ich leide doch nicht unter Stress«, hatte sie unsicher entgegnet.

»Signora Francesca, Trennungen können durchaus der Grund für Stress sein, für emotionalen Stress in diesem Fall. Außerdem«, hatte er hinzugefügt, »sollten wir Blut abnehmen. Sie sehen ein wenig blass und spitz um die Nase aus.«

Nun gut, dann litt sie eben unter Stress.

Warum wusste der Arzt von ihrem Zerwürfnis mit Tomaso?

Der überbesorgte Doktor hatte für Franziska einen Termin im Krankenhaus von Monfalcone ausgemacht.

Ein kühler Wind war aufgekommen und blies ihr die glatten, langen Haare ins Gesicht. Sie fröstelte und zog den rosa Pashmina enger um ihre schmalen Schultern. Der Wind peitschte Regentropfen gegen ihre Wangen.

Rasch ging sie zurück in die Wohnung und schloss die Terrassentür.

Im großen Raum war es stickig. Die Wohnung war von ihren Schwiegereltern vor vierzig Jahren im Stil der Siebzigerjahre eingerichtet worden, und Tomaso hatte seither nichts verändert. Das dunkle Holz und die hellbraunen Fasertapeten an den Wänden ließen das Zimmer düster aussehen.

Mit einem Streichholz ging sie von Kerze zu Kerze, bog die Dochte gerade und zündete sie an. Die warmen, flackernden Lichter malten Kreise an die Decke und tauchten das Zimmer in ein behagliches Licht.

Es war Zeit für einen Aperitif.

Franziska ging zum amerikanischen Kühlschrank und holte die Flasche Friulano und den Aperol heraus. Tomaso und sie hatten vor dem Abendessen gern einen Drink genommen.

Sie vermischte die zitronengelbe und die ziegelrote Flüssigkeit in einem bauchigen Weinglas mit sprudelndem Mineralwasser und lächelte wehmütig, als sie an den Kauf des Kühlschranks dachte. Zwei Jahre lang hatte sie sich so einen gewünscht, aber niemandem davon erzählt. Nach einem heftigen Streit war Tomaso mit ihr zu einem eleganten Möbelhaus in der Nähe von Udine gefahren. Zielstrebig hatte er einen der Edelstahlriesen angesteuert. »Den hier nehmen wir. Wie schnell kann er geliefert werden?«

»Woher wusstest du?«

»*Bella mia*, weil ich schon immer deine Gedanken lesen konnte.«

Er hatte sie fest in seine Arme genommen. »Bitte verzeih mir noch ein letztes Mal. Ich werde mich ändern. Das verspreche ich dir.«

Sie konnte sich noch an ihr Erstaunen und die Freude erinnern, als wäre es gestern gewesen. Sie hatte ihm geglaubt, ihm verziehen und war, wie schon so oft davor, doch nur wieder von ihm enttäuscht worden.

Franziska strich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht und klemmte sie sich hinters Ohr. Sie wischte über ihre Augen, schnitt eine Scheibe von der Zitrone ab und steckte sie auf den Rand des Glases.

Ihr Magen begann heftig zu knurren, als sie an das in Burgunder geschmorte Kaninchen mit schwarzen Oliven und karamellisierten Schalotten dachte, das sie vor ein paar Wochen mit ihren Freunden Bibiana und Fabrizio in einer kleinen Trattoria im Karst gegessen hatte. Sie mochte die beiden, obwohl sie so taten, als wüssten sie nicht, was passiert war. Jeder in Grado hatte es mitbekommen.

Seufzend schmiegte sie sich in die weichen Kissen des Sofas. Der Regen prasselte gegen die Scheiben und lief in glitzernden, dünnen Streifen das Glas entlang. Weit draußen am Horizont konnte sie die Lichter der vorbeifahrenden Kreuzfahrtschiffe sehen.

Franziska nahm einen großen Schluck, als just in diesem Moment das Telefon zu klingeln begann. Sie zuckte zusammen.

»Francesca, *cara, ciao*.« Tomasos tiefe Stimme war ganz nahe an ihrem Ohr. »Darf ich dich Donnerstagabend zum Essen einladen?«

»Nun, ich weiß nicht. Ich glaube, das ist keine allzu gute Idee.«

»Ich möchte dich sehen, du fehlst mir.« Tomasos Stimme hatte diesen warmen Klang angenommen, dem sie sich so schwer entziehen konnte.

»Daran hättest du früher denken sollen. Ich brauche Zeit für mich und muss mir über vieles klar werden.«

»Heißt das, wir haben noch eine Chance? Bitte lass uns beim Abendessen bei Gianni darüber reden. Der Tisch ist für einundzwanzig Uhr bestellt.«

Anscheinend war er sich sehr sicher gewesen, dass sie zusagen würde. Franziska runzelte unwillig ihre hohe Stirn. »Gut, treffen wir uns dort«, gab sie schließlich nach.

Sie beendete das Telefonat und nahm einen Schluck von ihrem Getränk. Trotz der Klimaanlage war es schwül im Raum. Sie holte einen kleinen schwarzen Schirm aus der Kommode im Vorzimmer, schlüpfte in ihre grünen Gummistiefel mit den gelben Blumen und ging hinaus auf die Terrasse in den Regen. Ihre Wohnung lag im dritten Stock eines weithin sichtbaren schiefergrauen Hochhauses direkt an der Seepromenade. Es hatte seinen unvergleichlichen Charakter durch die nach beiden Seiten hin konkav geschwungene Form.

Der Regen hatte die Luft erfrischt. Es roch würzig, und Franziska schmeckte das Salz des Meeres auf ihren Lippen. Weit unter sich meinte sie wieder einmal, einen Kopf mit wallenden hellen Haaren in den Wellen zu erkennen. Er hüpfte auf und ab, tauchte unter, kam wieder hoch und kämpfte sich in Richtung der schmiedeeisernen Delphinskulptur vor.

Dieses Schauspiel wiederholte sich Abend für Abend. Eine Meerjungfrau trieb im Wasser und kämpfte gegen die Wellen an, mit silbernen Haaren, die wie Schlangen um den zarten Kopf züngelten. Franziska hatte jedoch an noch keinem der Abende jemanden von den Felsen unter ihrer Terrasse ins Wasser steigen sehen. Es war wohl doch nur eine der gelben Bojen, die da auf den Wellen trieb.

Ihr gefiel die Vorstellung, eine Meerjungfrau würde Abend für

Abend ans Ufer schwimmen und erfolglos versuchen, die Felsen zu erklimmen, um dann wieder zurück ins offene Meer hinauszutreiben.

Franziska lächelte, schob den Schirm nach hinten und hielt ihr Gesicht in den Regen. Wieder drängte sich Tomasos Bild vor ihre geschlossenen Augen. Tomaso, wie er ihr die Tränen von den Wimpern küsste. Fast meinte sie, seine Lippen auf ihren Lidern spüren zu können, so intensiv war die Erinnerung. Rasch öffnete sie die Augen, strich über ihre feuchten Wangen und warf einen letzten Blick auf das aufgewühlte Meer.

Von der Meerjungfrau war nichts mehr zu sehen.

Zurück in der Wohnung, schüttelte sie den Regen aus ihrem Haar, zog die Gummistiefel von ihren Füßen und stellte sie neben die Terrassentür. Dann tappte sie auf nackten Füßen ins Bad und rubbelte ihr Haar mit einem großen, flauschigen Handtuch trocken. Sie starrte in den Badezimmerspiegel und zog fragend die Augenbrauen hoch.

Wie sie so dastand mit ihrem zerzausten Haar, der gerunzelten Stirn, blass, kam sie sich unwirklich vor. Als wäre sie im falschen Film.

»Das bin ich ja wohl auch«, murmelte sie. »Bin irgendwo gelandet, wo ich nicht hingehöre. In einem fremden Land, einer fremden Wohnung, einem falschen Leben.«

Sie beschloss, nicht länger herumzusitzen, sondern sprang kurz unter die Dusche, schlüpfte in saubere Jeans und einen leichten Strickpullover und verließ die Wohnung. Ein Spaziergang würde ihr guttun.

Kaum im Treppenhaus, schwang wie von Geisterhand die Tür des Lifts auf, und Franziska trat in die Kabine. Eine junge Frau stand an die Rückwand gelehnt und blickte nicht auf. Sie erwiderte auch nicht Franziskas Gruß, sondern starrte weiter auf den Boden.

Hübsch war die Unfreundliche. Das lange silberblonde Haar, in dem eine bunt schillernde Schmetterlingsspange steckte, fiel offen über ihre Schultern, sodass es gleich einem glänzenden Tuch ihren zarten Körper umhüllte. Im Unterschied zu Franziska war sie klein. Sie hatte einen bunten Pareo um ihren zierlichen Körper geschlungen.

Der Lift blieb stehen, und die Unbekannte eilte hinaus. Sie hinterließ einen schweren Blumenduft. Franziska warf noch schnell einen Blick in den Spiegel und war unzufrieden mit dem, was sie sah. Während sie das Haus verließ, überlegte sie, dass die unerzogene Schönheit wahrscheinlich in einem der Ferienapartments wohnte.

Draußen empfing sie ein Schwall dampfender Luft. Es roch nach den Piniennadeln, die überall auf dem Boden verstreut lagen. Auf der Straße begegneten ihr fremde Menschen, die sich an ihr vorbeidrängten. Franziska liebte diese abendlichen Wanderungen durch das alte Grado mit seinen verwinkelten Gassen. Das Rauschen des nahen Meeres übertönte in angenehmer Weise das Pfeifen in ihren Ohren.

»Ciao, bella, ciao«, riss sie eine vertraute Stimme aus ihren Gedanken. Stefano drückte ihr einen trockenen Kuss auf die Wange und zog sie in seine Bar. »Cynar calda?«

Ihr schmeckte dieses Getränk, es wärmte wunderbar den Magen. Tomasos Mutter hatte es ihr einmal bei Regen und Sturm gemacht. Seither nannte Franziska den erhitzten Artischockenlikör mit Zitrone ihren »Sturm-Drink«.

»Nein, besser nicht. Ich nehme Kamillentee.«

»Kamillentee?« Stefano verzog das Gesicht. »Du bist doch nicht krank?«

»Ich weiß nicht.«

Er sah ihr direkt in die Augen. »Was jetzt?«

Franziska hob etwas hilflos die Schultern, und ohne es zu wollen, erzählte sie Stefano, was sie belastete. »Dottor Beltrame, du weißt ja, wie er ist, also muss es nichts bedeuten ...«

»Was meinst du? Was soll nichts bedeuten? Jetzt mach es nicht so spannend, Francesca.«

»Er hat für mich einen Termin im Krankenhaus ausgemacht. Er schickt mich zu den Vampiren von Monfalcone, damit sie mir Blut abnehmen.«

Stefano war um die Theke herumgegangen und stand jetzt direkt vor ihr. »Mädchen, sag, was fehlt dir?« Er hatte seine schwarze Brille abgenommen.

»Mir ist in letzter Zeit manchmal übel. Ich habe Ohrensausen, Nasenbluten und bekomme ständig wegen nichts blaue Flecke.«

Stefano fuhr sich mit beiden Händen durch sein volles Haar. »Das klingt nicht gut«, sagte er ernst und sah Franziska dabei aufmerksam an.

»Na. Jetzt übertreib nicht.« Sie lachte nervös. »So dramatisch wird es schon nicht sein. Ich werde nicht gleich daran sterben.«

»Sterben? Das ist kein Spaß. Darüber gibt es nichts zu lachen. Was sagt Tomaso dazu?« Franziska kam sich einen Moment lang vor wie ein gescholtenes Kind.

Schroffer, als sie eigentlich wollte, fuhr sie ihn an: »Was hat er damit zu tun? Ihn geht das überhaupt nichts an.«

»Beruhige dich. Es scheint dir wirklich nicht so schlecht zu gehen, wenn du noch Feuer spucken kannst.«

Franziska schwang sich auf den Barhocker und beobachtete erstaunt, wie Stefano den Kamillentee in den Ausguss kippte und eine bauchige Flasche vom Regal holte.

»Das ist ein wirklich guter Tropfen.«

Franziska schüttelte ablehnend den Kopf.

»Keine Widerrede.« Stefano goss zwei Cognacschwenker halb-voll. »Salute.«

»Cin cin.« Sie nahm einen großen Schluck der bernsteinfarbenen Flüssigkeit und hustete. »Was ist das denn?« Sie sah ihn aus tränenden Augen fragend an.

»Bester alter Brandy.«

Langsam breitete sich eine wohlige Wärme in ihr aus, und sie begann, sich zu entspannen. Den ganzen Tag über hatte sie sich merkwürdig gefühlt. Erst jetzt, da sie mit Stefano darüber gesprochen hatte, war ihr klar geworden, dass es der morgige Termin war, der sie verunsicherte.

»Stefano«, fing sie an, doch als er aufblickte, sagte sie schnell: »Ach, nichts.«

Er fragte nicht nach und begann, die Gläser in die Geschirrspülmaschine einzuräumen. Franziska stieg der Cognac langsam zu Kopf. Stefano sah verdammt gut aus, fand sie, als sie ihm beim Einräumen zusah. Er hatte, obwohl er erst vierzig war, silbergraues Haar, das in unzähligen Wirbeln vom Kopf wegstand. Die strenge Brille betonte seine markanten Züge. Er trug ausschließlich schwarze Jeans mit grauen, weißen oder blau-weiß gestreiften

Oberteilen. Sein Bruder Daniele betrieb den Designer-Laden neben der Bar. Tomaso hatte ihr einmal erklärt, dass Stefano zu faul sei, seine Kleidung selbst auszusuchen, und daher sein Bruder diese Aufgabe für ihn übernommen hatte. Zu Stefanos Vorteil.

»Was siehst du mich so an?«, fragte er.

»Ich habe dich gerade mit Tomaso verglichen.«

»Ach.« Stefano fuhr mit dem Zeigefinger über die glänzende Edelstahlarmlatur des Spülbeckens. »Und, wie schneide ich ab?«

»So habe ich das nicht gemeint«, murmelte Franziska, die fand, dass das Gespräch in die falsche Richtung ging.

»Wie hast du uns denn dann verglichen?« Er schmunzelte.

Franziska sprang vom Hocker und wäre fast gestürzt. Stefano, der schon bei der Tür stand, machte einen Satz auf sie zu und fing sie gerade noch auf.

»War wohl ein wenig stark, dein guter Tropfen.«

Er begleitete sie zur Tür. Als sie sich voneinander verabschiedeten, sagte Stefano: »Du kommst doch morgen bei mir in der Bar vorbei, wenn du im Krankenhaus fertig bist, und sagst mir, was los ist?«

»Ja, ja, ja, vielleicht«, gab Franziska unbestimmt zurück und zog die Tür hinter sich ins Schloss.

2

Angelina Maria Cecon war längst nicht so schön wie ihre Tochter. Auch sie hieß Angelina, sah ihr aber nicht ähnlich. Angelina Maria maß eins sechzig und war untersetzt. Ihre Tochter Angelina mit ihren schlanken ein Meter achtzig war von ergreifender Schönheit und eine berühmte Schauspielerin.

Obwohl sie seit Jahren in Rom lebte, besuchte sie ihre Mutter jede Nacht. Einerlei, wie interessant die Männer waren, die sie zum Abendessen einluden, gleichgültig, wie fern die Drehorte, nichts konnte Angelina daran hindern, in der Nacht zu ihrer Mutter zu kommen.

Die alte Frau stützte ihren schweren Kopf auf die runzelige Hand

und seufzte wehmütig. Hoffentlich musste sie nicht wieder ins Krankenhaus nach Triest. Ihr Atem ging rasselnd, und das furchtbare Durcheinander in ihrem Kopf nahm täglich zu. Vielleicht sollte sie ihre Tabletten doch regelmäßiger einnehmen?

Nur wurde dann alles um sie herum so kalt und grau. Die Ärzte hatten ihr erklärt, die Pillen könnten sie heilen. Früher hatte sie daran geglaubt. Doch ohne die Tabletten waren ihre Träume farbenfroher. Sie liebte es, eins zu werden mit diesen bunten, warmen Bildern. Dann hatte sie nichts zu befürchten. Ließ sie sich jedoch zu lange treiben, wurde sie von den Träumen verschlungen. Was froh und lebhaft gewesen war, präsentierte sich dann bedrohlich und tiefschwarz. Manchmal, so wie jetzt, kannte sie sich selbst nicht mehr aus. Alles verschwamm zu einer undurchdringlichen Masse, und sie musste aufpassen, in dem Sumpf nicht zu versinken.

Unzählige Male schon war sie in der Klinik gewesen.

Schwerfällig stand Angelina Maria auf und schlurfte zum Gasherd. Ein süßer, heißer Tee wäre jetzt genau richtig. Der würde sie ein wenig ablenken.

Draußen schüttete es. Die Regentropfen trommelten gegen die Fensterscheiben. Wie in jener schrecklichen Nacht.

Ein Schauer ging durch ihren Körper, als sie sich erinnerte, sofort wurde sie unruhig. Ihre Hand zitterte, als sie den schweren Topf auf die Flamme stellte. Während sie darauf wartete, dass das Wasser kochte, öffnete sie die Tür zur Terrasse und atmete tief die salzige Meerluft ein.

»Wäre es doch nur das Meer, in dem ich zu versinken drohe«, flüsterte sie und starrte hinaus auf die wilden Wellen.

Es war schon zu spät und auch zu stürmisch für Nixen. Seit einiger Zeit schwamm des Abends ein junges Nixlein unter ihr im Meer herum. Immer dann, wenn die Zeit nicht früh und nicht spät war, wenn das Licht zwischen hell und dunkel pendelte, spielte die Meerjungfrau wie ein junger Delphin mit den Wellen, ritt auf ihren schäumenden Kämmen, tauchte tief hinab in die brausenden Fluten.

Heute hatte sie dieses Schauspiel verpasst. Sie sah verschwommen, wie sich das Dunkel des Meeres mit dem Grau des Regens vermischte. Weit draußen tanzten grelle Lichter auf und ab.

»Verlorene Seelen«, flüsterte Angelina Maria und schlurfte beklommen zurück zum Herd.

Hoffentlich würde die Furcht sie nicht umklammern. Der stete Kampf gegen die Dämonen und Bestien machte sie müde.

Sie goss das kochende Wasser in die Tasse und beobachtete, wie sich der Beutel Kräutertee mit der Flüssigkeit vollzog und immer schwerer wurde. Dann setzte sie sich an den Tisch und umklammerte die heiße Teetasse mit beiden Händen. Tief in Gedanken versunken, spürte sie erst nach geraumer Zeit die Hitze in ihren Handflächen. Erschrocken ließ sie die Tasse los.

Ein heißer Strom schoss durch ihren Körper. Sie drohte zu verbrennen. Angstvoll hielt sie den Atem an, damit das Feuer die schlafenden Dämonen nicht aus ihren Träumen riss.

Als der Schmerz langsam verebte und keines der Ungeheuer erwacht war, zog sie den Tee vorsichtig zu sich heran. Ihr Blick versank in der trüben Flüssigkeit. Bild um Bild stieg aus dem Dampf auf und schickte sie immer tiefer in ihre Erinnerung hinab.

Tränen brannten in ihren Augen. Sie durfte ihr Geheimnis nicht preisgeben. Vor langer Zeit hatte sie einer jungen Ärztin auf der Station davon erzählt. Aber sie hatte sie nicht verstanden. Seither blieb ihr Mund verschlossen.

Angelina Maria schluchzte auf und nahm einen großen Schluck vom immer noch heißen Tee. Die Wärme brannte in ihren rissigen Lippen.

3

Stefano konnte nicht einschlafen. Aufgebracht schleuderte er das Kissen zu Boden und setzte sich mit einem Ruck im Bett auf. Aus Erfahrung wusste er, dass hier nur sehr guter Sex oder eine ausgiebig lange und siedend heiße Dusche helfen konnten. Da Sex für ihn derzeit kein Thema war, blieb nur der Weg ins Badezimmer.

Als er den wohltuenden Strahl in seinem Nacken spürte, begann er, sich zu entspannen. Unter dem Prasseln des Wassers lösten und lockerten sich die Verkrampfungen. Stefano atmete erleichtert

durch. Er dachte an Francesca. Eigentlich hatte er sie *vor* Tomaso kennengelernt. Sein Gesicht verzog sich zu einem schiefen Grinsen, als er daran dachte. Nacht für Nacht war sie mit einer Freundin in seiner Bar aufgetaucht. Stefano war es so vorgekommen, als würde sie das Gradeser Leben studieren. Damals hatte sie noch kein Wort Italienisch verstanden. Als Stefano sie zum Abendessen einladen wollte, hatte sich Tomaso dazwischengedrängt.

Stefano öffnete das andere Ventil und schüttelte sich wie ein junger Hund, als eiskaltes Wasser auf seine Schultern traf und ihm über Brust und Rücken lief. Mit einem Ruck drehte er den Hahn zu und sprang aus der Duschkabine. Der Regen hämmerte mit unverminderter Heftigkeit gegen die Scheibe des Badezimmerfensters. In ein Handtuch gehüllt, startete er hinaus in die Nacht. Seine Wohnung lag über der Bar im zweiten Stock, mit einem weiten Blick bis hin zum dunklen Kanal. Er liebte die Geräusche des Hafens: das Knarren des Holzes, das Bimmeln der Glöckchen und das Rauschen des Windes in den Segeln der Schiffe.

Während er gedankenverloren dastand und der Regen Schlieren auf die Scheibe malte, fragte er sich, was bloß mit Francesca los war.

Sie war heute seltsam gewesen. Schon vor geraumer Zeit waren ihm ihr trauriger Ausdruck und die ungewöhnliche Blässe aufgefallen. Als sie vorhin so matt auf dem Barhocker saß, schien sie ihm zerbrechlicher denn je zu sein.

Da Tomaso offenbar nicht bemerken wollte, wie schlecht es Francesca ging, würde eben er sich um sie kümmern.

Auf seinem besorgten Gesicht machte sich ein zuversichtliches Lächeln breit. Er ging zum Kühlschrank und schenkte sich ein kühles Bier ein.